Freiwillig im Slum



1994 zogen Christine und Christian Schneider mit ihrer einjährigen Tochter Isabel von der Schweiz in die Slums der philippinischen Metropole Manila. Im zweiten Jahr ihres Aufenthalts kam Sohn Noel zur Welt. Der siebenjährige Lebensabschnitt hat die Eltern herausgefordert und die Kinder geprägt.

Im Ballungsraum Manila leben rund 20 Millionen Einwohner. Mehrere Millionen von ihnen hausen in rund 800 Armensiedlungen in oftmals erbärmlichsten Verhältnissen. Diesen Menschen wollten wir unsere Solidarität deutlich machen. Von ihnen wollten wir lernen, wie man unter solchen Umständen leben und überleben kann. Durch frühere Aufenthalte in Armensiedlungen waren wir uns der Gefahren bewusst, denen wir uns als Familie aussetzen würden. Da waren die gewalttätigen Streitereien innerhalb der Familien und draußen auf den Slumgassen. Die betrunkenen und oft auch bewaffneten Männer und Teenager, die sich die Zeit mit Singen, Reden und Streiten vertrieben. Die ungeschützten elektrischen Leitungen, die problematischen hygienischen Verhältnisse in manchen Hütten der Nachbarn, an den offenen Abwasserkanälen, auf den offenen Mülldeponien. Die Menschen, die mit Tuberkulose und anderen Krankheitserregern infiziert waren und unbehandelt im Slum lebten. Die Fernseher, die in manchen Hütten standen ▸



Isabel badet in der Spüle – und hat Spaß dabei

und fast ununterbrochen Mord, Vergewaltigungen und Horrorfilme zeigten.

Kinder gehören dazu

Dass wir den Umzug trotzdem wagten, hatte mehrere Gründe. Einerseits gingen wir als Mitarbeitende der Organisation der SERVANTS (www.servantsasia.org) nach Manila, bei denen die Kinder der Slumworker ganz einfach dazugehörten. Andererseits wussten wir, welch wichtigen Platz die Kinder hier im Alltag der Menschen einnehmen. Dank unserer Kinder wurden wir von unseren Nachbarn in den Slums mit besonderem Wohlwollen aufgenommen. Nicht zuletzt war die Anwesenheit unserer Kinder für sie ein Beweis, dass wir es ernst meinten und dass wir ihnen Vertrauen entgegenbrachten.

Darüber hinaus wussten wir auch um die guten Seiten des Zusammenlebens im Slum. Im Slum gibt es nicht nur Not und Gewalt, sondern auch spürbare Lebensfreude und Dankbarkeit auch für kleine Dinge. Viele Siedler haben eine ausgeprägte Fähigkeit zu feiern und den Moment auszukosten, gerade weil es kein sicheres Morgen gibt. Und: Im Slum hat man oft Zeit füreinander – ein Luxus, der uns im reichen Norden weitgehend abhanden gekommen ist.

Den typischen philippinischen Slum muss man sich als eine Art gigantische Wohngemeinschaft vorstellen. Wenn die Tür an einem Slum-Haus offen steht, ist man immer willkommen zu einem Schwatz. Meist wird man aufgefordert einzutreten – „Kain tayo!“, „Lass uns zusammen essen!“ Auch für

Foto: privat

unsere Kinder bedeutete dies, dass sie immer und fast überall willkommen waren.

Die Augen zuhalten

Dennoch bleibt die lebensfeindliche Umgebung eine konstante Herausforderung für Eltern wie Kinder. Gewaltsame Auseinandersetzungen, Krankheit und Sterben passieren öffentlich und gehören gewissermaßen zum Alltag. Einmal versperrte ein blutüberströmter, lebloser menschlicher Körper den Durchgang zu unserem Heim. Wir hielten den Kindern die Augen zu und kletterten über das brutale Hindernis. Ein andermal mussten wir mit ansehen, wie ein Erwachsener einen Teenager aus unserer Nachbarschaft aus nächster Nähe niederschoss. Wir suchten sofort Deckung, weil ein Schuss sich schnell auch zu einer Schießerei entwickeln kann.

Für uns war ganz wichtig, offen mit unseren Kindern über alles zu reden, besonders heikle Erlebnisse ausführlich zu besprechen und manchmal auch zu beten, beispielsweise wenn sie die aufgebahrten Toten neben den Hütten sahen.

Trauern im Slum ist eine öffentliche Sache, alle nehmen daran teil. Den Anblick von Leichen konnten wir im Gespräch verarbeiten, und so nahmen unsere Kinder Sterben und Tod als normalen Teil des Lebens wahr. Die Hütten sind oft ineinander verschachtelt gebaut und bestehen meist aus einem einzigen Raum. So bekommen die Kinder fast alles mit, was passiert. Isabel und Noel waren einmal dabei, als wir uns um ein Mädchen kümmerten, welches wie besessen schrie und tobte. Wir hielten das Mädchen fest in den Armen, beteten mit ihr und unsere Kinder halfen dabei mit.

Das Gemeinsame entdecken

Kinder übernehmen die Haltung ihrer Eltern. Auch aus diesem Grund pflegten wir bewusst eine Haltung des Respekts und der Wertschätzung gegenüber den Slumsiedlern. Immer wieder erlebten wir, dass es zwischen Menschen mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede gibt: Wir alle haben das Verlangen nach guten Beziehungen, spüren die Sehnsucht nach Momenten der sorglosen Freude beim Essen, Spielen und Arbeiten. Und auch wenn es bei vielen verschüttet ist, haben wir doch alle das tiefe Bedürfnis nach Vergebung und Versöhnung, wo wir an anderen und an uns selbst versagt haben. Gerade das Versagen gehört unweigerlich zum Einleben in eine fremde Kultur.

Eine Erkenntnis bewahrheitete sich für uns als Eltern im Slum besonders stark: Unser Reden und Handeln muss übereinstimmen, gegenüber den Kindern genauso wie gegenüber unseren Nachbarn im Slum. Wenn wir kundtun, dass wir Gott vertrauen, wo immer wir sind, uns dabei aber ununterbrochen und ängstlich ▸

verkrampft um die Sicherheit unserer Kinder kümmern, sind wir kaum glaubwürdig.
Wir erlaubten unseren Kindern, so weit irgend möglich, sich frei in der unmittelbaren Nachbarschaft des Slums zu bewegen. Schon als Zweijährige durfte Isabel bei unseren Nachbarn übernachten, auf dem Boden der Hütte, wo die ganze Familie mitsamt den Hunden schlief,



Christine und Isabel Schneider in der Regendusche

gedrängt wie Ölsardinen. Isabel genoss dieses Zusammensein sehr, und manchmal verließ sie unser Domizil mit den Worten: „Tschüss zusammen, ich gehe jetzt nach Hause!“ Unsere Nachbarn ihrerseits empfanden unser Vertrauen als Wertschätzung und nahmen ihre Verantwortung gegenüber unseren Kindern sehr ernst. Wir wussten sie in guten Händen, und als einmal der halbe Slum abbrannte, waren unsere Nachbarn es, die Isabel aus dem Feuer retteten.

Das Leben ist ein Geschenk – überall

Die Schule für Isabel und Noel war uns in den Jahren im Slum sehr wichtig. Nach einem Anfang mit der Deutschen Fernschule besuchten sie eine philippinische Privatschule mit den Unterrichtssprachen Englisch und Filipino. Kurz vor unserer Rückkehr in die Schweiz besuchte uns eine Schweizer Lehrerin. Drei Monate lang unterrichtete sie unsere Kinder nochmals intensiv, vor allem in Deutsch, als Vorbereitung auf die Einschulung in Basel. Heute besuchen beide das Gymnasium und haben schulisch keine Probleme.
Als unser Buch „Himmel und Straßenstaub“ erschien, fragte uns ein TV-Journalist, ob es tatsächlich zu verantworten sei, mit Kindern in einen Slum zu ziehen, wo Krankheit und Kriminalität herrschten.
Wir haben mit einer Begebenheit geantwortet: „Unser Sohn Noel war in seinen sieben Jahren in den Slums zweimal kurz im Spital, wegen Durchfall aufgrund von Amöben und wegen Dengue-Fieber. Nach unserem Umzug in die Schweiz kletterte er über einen Zaun bei seinem Schulhaus, um einen Ball zurückzuholen, rutschte ab und schnitt sich am Stahldraht des Zaunes derart seinen Hals auf, dass er nur knapp mit dem Leben davon kam.“ ◂

Christian Schneider

Fotos: privat

Das Positive überwiegt

„Ich glaube, dass meine Kindheit im Slum schöner war, als wenn ich in der Schweiz aufgewachsen wäre. Das Positive überwiegt eindeutig. Wir waren immer unterwegs mit Freunden und erlebten viel Abwechslung. Den Mangel an Elektronik füllten wir mit Kreativität aus. Ein Nachteil ist nur, dass ich heute keine richtige Heimat habe.“



Noel Schneider (15)



Ich bewege mich sicher

„Die neun Jahre Slum gaben mir viele gute Erlebnisse der Akzeptanz, Geborgenheit und Liebe. So viel, wie andere vielleicht ein ganzes Leben lang nicht bekommen. Ich merke heute, wie sicher ich mich bewegen kann in der Beziehung zu Menschen anderer Kulturen. Respekt gegenüber Menschen, die anders sind, fällt mir leicht. Und alles Fremde weckt bei mir kreative Neugier. Ich muss allerdings zugeben, dass ich bis heute daran leide, nirgends wirklich ‚zu Hause’ zu sein. Das wiederum löst aber bei mir den Willen und die Kräfte aus, mich überall zu Hause zu fühlen, in Form von Aufgeschlossenheit, Anpassungsfähigkeit und dem Willen, Sprachen zu lernen.“

Isabel Schneider (17)



Die Stiftung Onesimo

In den Slums haben Schneiders erfahren, dass ein Kind, das sich in der Familie bedingungslos geliebt und geborgen weiß, genügend Halt und innere Stärke hat, trotz schwieriger äußerer Umstände gelassen und fröhlich aufzuwachsen. Aus der jahrelangen Zusammenarbeit mit Slumbewohnern ist die Stiftung „Onesimo“ hervorgegangen. Sie stärkt mit diversen Projekten Familien oder Ersatzfamilien in Form von Lebensgemeinschaften und anderen Hilfestellungen.
www.onesimo.ch.
facebook:
Onesimo Foundation.

Buchtipp:



Christian und Christine Schneider „Himmel und Straßenstaub. Unser Leben als Familie in den Slums von Manila“ (Brunnen Verlag)